

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 240.

Freitag, 14. Oktober

1927.

(A. Fortsetzung.)

Schattenpuppen.

Ein Roman aus Java von Willy Seidel.

(Nachdruck verboten.)

Hegermans starrt ihn an. „Mann“, bellt er plötzlich, „schmeichle doch den Tatsachen nicht so grensfisch! Den Fuß hast du herausgezogen — aber es hängen noch Widerhaken genug an deiner Hose. Meinst du etwa, man kehrt dort drüben friedlich zur Blumenzucht zurück?“ — Er deutet mit dem Daumen in die Richtung des Waterloo-Platzes. — „Dah' dir das Essen vor-schmecken, wenigstens für die nächste Zeit, und sei mir nicht böse, wenn ich meinen Whisky selber mitbringe... Nun werde nicht nervös, sie heißen ja schließlich „die Ruyter“ und sind „Europäer“. — Seine Stimme lenkt ein. „Dah' du keine Kinder hast, ist eine Mischung von Egoismus und Dusek. Jetzt wollen wir aber zur Hauptsache kommen. Wenn ich nicht Hegermans wäre, so würde ich mir sagen, du hast mir alles zufriedenstellend mitgeteilt. Ich bin aber schlauer. Du hast mir schon einmal mit deinem Serum über den Berg geholfen. Du darfst ruhig mit der Sprache herauskommen. — Was ist denn der eigentliche Anlaß zu dieser ganzen Geschichte?“

Rehmerdill blinzt hurtig auf. Die Zigarette entgleitet seinen Fingern und glimmt auf der Bastmatte weiter. Hegermans' mächtiger Fuß kommt herüber und tritt sie tot. Wie mit gelähmten Lippen wiederholt der Doktor: „Der eigentliche Anlaß?“

„Das meine ich“, bestätigt Hegermans gemächlich. „Man wirft doch eine Frau, mit der man zehn Jahre zusammenhaust, nicht so halsüberkopf hinaus. Dazu hat man schon einen ganz speziellen triftigen Grund. Von dem hast du noch nichts gesagt.“ Rehmerdill erhebt sich, rennt dreimal um den Esstisch, und setzt sich dann, zitternd wie im Frost, wieder hin. Seine Augen wandern langsam, prüfend über den Freund, um sie wie beruhigt wieder zu schließen. Er atmet aus, als stoße er mit diesem Atemzug eine Last von sich.

„Weiß Gott“, flüstert er, „du bist ein Satanskerl, Roos.“

Er nimmt einen großen Schluck unverdünnten Whiskys. Erwärmt, schier munter, beugt er sich vor und spricht mit dozierendem Zeigefinger: „Wenn du zehn Jahre lang geschuftet hast, und man hat dir Scheuklappen vorgeschmalt, und du hast dein Menschentum eingebüßt in dieser Treitmühle von Kleinigkeit und Hitze und du bist ganz verödet, verblödet, und jämmerlich anspruchslos, und auf einmal kommt jemand mit einem Spiegel, und zeigt dir die Kreatur, die du bist... was tust du dann? Du haust um dich, wie?“

„Wo kann man diesen Spiegel zu sehen bekommen?“ gibt Hegermans zurück. „Gib mir doch bitte die Adresse.“

Rehmerdills Gesicht überzieht sich mit gleichmäßigem Scharlach, seine Augen blinzeln. „Das siehst du ähnlich. Immer der große Draufgänger...“ Er lacht, mit gleichsam wegwerfendem Humor, und patzt sich mit der flachen Hand aufs Knie. —

„Als alter Pionier gehst du aufs Ganze. Sie wohnt übrigens im „Daendels“, seit einer Woche ist sie hier. Wie es weiter sich entwickelt, weiß niemand. Soviel weiß ich aber —“ und er zupft am Strohgeflecht

des Stuhles — „dah' die Frau mir bitter nötig ist; dah' sie um meinetwillen herkam. Das ist die höhere Absicht, verstehst du; wir kennen sie nicht. Sie trieb hier an Land, weil ich sie brauche. Und wenn sie nicht mein wird, so ist das radikal falsch; so liegt das unmöglich in der höheren Absicht.“ Er begann zu stottern und zupfte heftiger am Stuhl. — „Und heute abend hab' ich beide eingeladen; heute kommt sie hierher...“

Hegermans' mächtige weißblond bewachsene Branke landet auf seiner Schulter. Er hat etwas nie Geschautes in der Miene des Freundes gemerkt. Er erhebt sich.

„Cheer up, Alter“, sagt er voll Bonhomie. „Ich denke, du willst dich noch ein wenig vorbereiten auf deinen Besuch, und ich lasse dich lieber jetzt allein... Morgen überfalle ich dich wieder. Sag' deinen Patienten ab; ich will dich nach Buitenzorg schleifen auf einige Tage... Ich habe sowieso Urlaub fällig. Ausspannung brauchst du, gottverdammich. Ausspannung für —“ (er schlägt sich auf den Brustkasten, dah' es knallt) — „... für das hier.“

Der Raden Kusuma.

Eigentlich — (und hier ergreift der Berichterstatter von des Doktors Verwirrungen selbst das Wort) — mühte man dem Raden Kusuma den ganzen Schwanz von Titeln gönnen, den er als Erbe des ausgemergelten Fürstentums von Westjava hinter sich herschleppt. Er hat ein halbes Duzend von Namen, die sich künstlerisch steigern, um in Mangoenkoesoema auszuhallen. — Nun, der Einfachheit halber: nennen wir ihn „Kusuma“.

Kein weißer Tropfen rinnt in ihm. Er ist ein schlanker Mann von etwa Dreißig, mit einem Scharpielerkopf. Sein hellbraunes Gesicht ist von Natur bartlos. Mit seines Schöpfers feinstem Pinsel hingesezte Brauen steigen rund in die glatte Stirn; seine Augendefel, bläuliche Blätter, sind leicht bepudert, und unter diesen feindurchbluteten seidigtrauben Kapeln rollen Augen von flüssiger Schwärze. Ihr Dunkel verschmilzt mit dem Wimperntanz, wenn er lächelt; dann zieht er gleichsam den Vorhang zu einer Niße, hinter der die schwebend grübelnde, selbstbeherrschte Anmut seiner Rasse weiterleuchtet.

Sein Wagen ist leise knirschend vorgefahren; jetzt tritt er ins Haus. Er ist europäisch, in einen roten seidigen Anzug gekleidet. Seine Hauptfrau, die ihm alle Nebenfrauen erseht, anscheinend sein Augapfel, wandelt ihm seitlich voran — leicht schwellen die Hüften unter dem kaffeebraunen Sarong, fallen die winzigen Füße in ausgeschnittenem Brokat auf die Stufen... Sie trägt eine gestickte Bluse und streckt die beweglichen Finger an steif gehaltenen Armen von sich, als raffe sie einen Rock. Sie wandelt im Dunst eines stillen, starken Parfüms, und ihre Augen leuchten wie Lampen.

Dies liebenswürdige Ehepaar kommt pünktlich um neun Uhr. Rehmerdill begrüßt sie; man nimmt Platz. „Es ist heute“, denkt er, „vielleicht zweckdienlich, den Großhändler mit diesen Leuten bekannt zu machen.“

Das wird ihn absorbieren.“ — Mahil und Nas, der heute mitserviert, bringen allerhand angeschleppt auf Silberthalern: Nüsse, Krokant, Pralines und Käsestangen, und Kusumas Frau, die Ratu, bedient sich wie ein Eichhörnchen. Ihres Gatten Zähne zermalmen eine landierte Mandel, und als er sie artig geschluckt, — (eine Zeitspanne, die er zum Beobachten ausnützt und mit sonnigstem Lächeln füllt) setzt er zu der Frage an, wo *Mevrouw Rehmerdill* sich befinde. Der Doktor hat diese Frage vorausgeahnt und beantwortet sie frischweg damit, daß „Antja krank sei auf unbestimmte Zeit und von ihrer Mutter versorgt werde; dort sei sie ja auch am besten aufgehoben.“

Bedauerndes Zungenschnalzen. Die Ratu läßt ihre Lampen leuchten; ein leiser tragischer Zug — ist es Mitgefühl? — umwittert ihr Köpfchen und kraust die niedere Stirn unter dem blauschwarzen Scheitel.

Der Doktor ist außerordentlich nervös. Jeden Augenblick gibt er den *Djongs* neue Befehle. Feuchte bedeckt sein Gesicht; seine Rede ist sprunghaft. Sein eines Ohr, das der Straße zugewandt, streckt sich gleichsam, und wird zu einer empfindlichen Muschel, in der alle Geräusche von draußen Stellschein halten. Die Eidechsen schnattern; im Garten grunzt ein Geco. Wenn der Raden sein sanftes, gutturales Gespräch unterbricht, entstehen kleine Verlegenheitspausen. Er weiß viel zu erzählen; er ist ein gutunterrichteter Mann und in Innenpolitik versiert, wie kaum ein zweiter. Er hat mit dem Doktor schon manchen Spaß gehabt auf Kosten von Dingen, die Kolonial-Bureaukraten ehrwürdig sind. Der Doktor erkennt, daß *Seyermans* außer seinem Taktgefühl noch einen anderen Grund hatte, heute frühzeitig aufzubrechen; er wollte nicht in die Lage kommen, mit dem Raden diskutieren zu müssen.

Endlich ist es zehn Minuten nach neun Uhr, und der schicksalhafte Moment ist da. Der Doktor läßt mit Getöse das silberne Schutzdeckelchen seines Whistglases fallen.

Ein Moskito mästet sich an seinem Raden; er merkt es nicht. Während er das Deckelchen aufhebt, blickt er schnell auf und sieht Kusumas Augen auf sich geheftet mit dem leeren Ausdruck, der beim Orientalen ein Zeichen plötzlicher Nachdenklichkeit ist. „Der Raden merkt etwas“, denkt er und beschließt, sich zusammenzunehmen.

Es ist auch die höchste Zeit, denn *Nora Erdbrink* betritt soeben, von ihrem Mann gefolgt, die Veranda. Mit kleinen leichten Schritten in perlgrauen Schuhen geht sie auf den Doktor zu und berührt mit ihrer zarten schmutzbeschwerten Hand seine feibrige, feuchte, an der nichts sieht als ein rohgearbeiteter „Schlangenring“, ein Amulett seiner Verwandten. Er hat vergessen, ihn abzunehmen. „Im Lauf des Abends noch“, denkt er und starrt halb abwesend auf die stumpf blickenden Steine, „ziehe ich ihn ab, sonst bringt er Unglück.“ — *Nora* blickt lächelnd auf die anderen Besucher und flüstert mit rudweisen Bewegungen des Köpfchens: „Also sind wir doch nicht die Ersten, wie?“

Rehmerdill stellt vor. Er entwickelt überstürzte Geschäftigkeit. „Gute Freunde“, bemerkt er, „von denen Sie, Herr Erdbrink, manches Passende erfahren können.“ — *Nora* setzt sich. Das mattblaue Seidenkleid spannt sich an den Knien. Die perlgrauen Strümpfe sind bis zu der Grenze sichtbar, die eine freigebige Mode gerade noch gestattet. „Sie ist doch fünfundzwanzig“, denkt der Doktor.

„Sehr erfreut“, spricht *Erdbrink* und reicht seine große Hand umher. Er lächelt und der Ausdruck seines grobgeschnittenen Gesichtes wirkt melancholisch, weil die traurigen Augen unbeteiligt bleiben. Sie verlieren kaum etwas von dieser rätselhaften Unbeweglichkeit, als er sie in die funkelnden Pupillen der *Javanerin* lenkt. Nur ein paar Fältchen in den Winkeln deuten kümmerliches Interesse an, daß sich kaum unterscheidet von mattem Wohlwollen. Alle folgen dem Beispiel *Noras* und sehen sich. Mit ihrer melodischen, raschen Stimme erklärt sie: „Paul hatte sich verspätet. Die Chauffeure hier sind so schwer von Begriff. Wenn man ihren Jargon nicht kennt, darf man ihnen keine richtigen Straßennamen nennen. Man muß sich, glaube ich, in

Beziehung setzen zu ihren Ställen oder Bambushäuschen.“

„Man braucht natürlich“, sagt der Doktor, „für die erste Zeit einen Dolmetsch.“

„Nicht bloß für die Rutscher!“ fügt der Raden hinzu. Er schmückt seine Einfälle, mögen sie auch sachlicher Natur sein, mit einem perlenden Gelächter. *Rehmerdill* kennt die tiefe Bedeutungslosigkeit solchen Scheinhumors. Die sprudelnde Lebensfreude, die scheinbar aus jeder Belanglosigkeit Honig saugt, ist Teil des „*Adat*“, der javanischen Sitte.

„Es ist angenehm, Herr Kusuma“, sagt *Erdbrink* und meint es sehr nett, „daß bei Ihnen kein Dolmetsch nötig ist. Ich beneide Sie um Ihr Sprachtalent. Ihr Deutsch ist fast akzentfrei.“

„O lala“, sagt der Raden und schießt die Bemerkung mit gespreizter Hand hinweg, als enthalte sie eine gewaltige Schmeichelei; ja, er krümmt sich fast im Stuhl. Sein Gelächter perlt. „Akzentfrei... nun ja, man gibt sich Mühe. Mein Freund *Rehmerdill* sorgt dafür, daß ich das Stottern verlöre.“ — Plötzlich umspringend: „Ich kenne Ihr großes Land, Herr Erdbrink. Ich bewundere es.“ (Fortsetzung folgt.)

Die persönliche Note.

Skizze von Wilhelm Freerking (Hannover).

Sie saßen bei *Frida Bucherpfennig* im gut durchwärmten, hell erleuchteten Wohnzimmer. Den Kaffee hatten sie getrunken, auch Schlagsahne und Kuchen dazu gegessen, und nun waren sie eifrig mit ihren Handarbeiten beschäftigt.

Aber auch beim allerfleißigsten Sticken, Häkeln und Nähen kann solchen siebzehnjährigen Kränzschneidern der Mund nicht still stehen. Es mußte geredet werden, und es wurde geredet. Alle Ereignisse ihres kleinen Lebenskreises kamen zur Sprache, und natürlich kam auch die Rede auf den Tanzabend am letzten Freitag, den ersten in diesem Winter, und eigentlich überhaupt den ersten, der für die drei mitzählte, denn die Veranstaltungen der Tanzstunde im vorigen Jahre kamen doch nicht in Betracht.

Wenn die jungen Mädchen von einem Balle sprechen, so sprechen sie eigentlich nur von den Herren. So auch hier. Wovon der bei Tisch geredet hatte und jener in der Kaffeepause, und daß *Luzie Meyer* sechs Tänze — *Adele Manske* meinte sogar sieben — mit dem Bauführer *Rotthagen* getanzt habe, und so weiter. Und nun kam es ganz von selbst, daß die Herren ein wenig unter die Lupe genommen wurden.

Herr *Rotthagen* war ja ein sehr netter Mensch, und er tanzte gut, namentlich *Shimmy*, aber trotz der hohen Absätze blieb er doch hinter dem zurück, was man stattdessen nennt. Gegen ihn war Herr *Glahmann* entschieden im Vorteil, wenn er nur nicht die Gewohnheit hätte, fortgesetzt an seinem Schnurrbart zu zupfen und zu drehen.

So kamen noch mehrere an die Reihe, und die drei stimmten darin überein, daß unter den Herren nicht viele vorhanden waren, die dem Ideal einer hochsinnigen Mädchenseele entsprachen. Ein Mann muß doch etwas Besonderes an sich haben, etwas das fesselt und imponiert, eine persönliche Note.

Nur drei Auserwählte kamen bei diesen Erwägungen der drei jungen Damen besser weg, d. h. bei jeder war's ein anderer.

Da war zuerst der junge Zeichner und Maler *Frans Gusching*. Seiner nahm sich *Klärchen Köster* besonders an.

„Wist ihr“, sagte sie, indem sie einen neuen Raden einjädelte, „Herrn *Gusching* kann man doch sofort den Künstler ansehen. Und besonders ist mir in diesem Winter etwas an ihm aufgefallen. Wenn er so mit seinem breitrandigen Hute daher kommt, den Kragen am Überzieher in die Höhe geklappt, auch wenn es gar nicht schneit oder regnet, dann hat er direkt etwas Dämonisches.“

„Na, den großen Hut hat er doch schon immer getragen“, warf *Adele Manske* ein, „das ist doch nichts Besonderes. Und den Rockkragen aufklappen, das kann doch jeder, und das tut auch jeder zuweilen.“

„Ja, aber bei ihm ist es doch anders, und er geht immer so“, meinte *Klärchen*, „bei ihm wirkt das tatsächlich dämonisch. Er ist sicher ein außergewöhnlicher Mensch.“

„Das kann ich nicht finden“, sagte *Frida*. „Aber da wir einmal von außergewöhnlichen Menschen sprechen — wist ihr, wer sicher dazu gehört?“

„Na, natürlich der Postassistent.“ Es klang ein Unterton von Spott in diesen Worten *Klärchens*.

Frida wurde rot und bückte sich einen Augenblick etwas

tiefer über ihre Stiderei. Dann aber lachte sie der Freundin munter ins Gesicht und erwiderte: „Natürlich, Herr Hansen.“ „Zeigt er seine Außergewöhnlichkeit etwa, wenn er hinter dem Schalter sitzt und Briefmarken verkauft oder Eintragungen in das Postfachjournal macht?“, händelte Klärchen weiter. „So habe ich ihn doch schon oft gesehen und niemals Bedeutesendes an ihm gefunden.“ „Ja, du“, antwortete Frida, „du hast ja auch nur Augen für Heinz Meyerhoff. Aber ich muß sagen, daß allein schon Herr Hansens Kopf etwas Imposantes hat. Ich muß immer an Napoleon denken.“

„Ach, du meinst wegen der Locke über dem linken Auge?“ „Also hast du ihn doch ziemlich genau angesehen“, stichelte Frida. „Jawohl, die Locke, die ihm über die Stirn fällt. Die gibt dem Gesicht einen Zug von Genialität. Du wirst diesen eigenartigen Haarwuchs auf den Bildern vieler bedeutender Männer finden.“

Adele hatte still versonnen dem kleinen Wortgefecht zugehört. Jetzt mischte sie sich ein: „Ihr sprecht von Imposanz und Genialität und Dämonie, als ob darin allein die Bedeutung des Mannes läge. Ich kenne ganz andere Merkmale.“

„Da sind wir aber neugierig“, meinte Frida eifrig. „Spanne uns nicht auf die Folter. Wir müssen doch wissen, wofür die sanfte Adele schwärmt.“

„Das will ich euch sagen: für das Seelische, für die feinen Kennzeichen einer selten, poetisch gestimmten Innerlichkeit.“

„Der Drogist“, riefen die beiden Hörerinnen wie aus einem Munde, „Herr Wiesental, Johannes mit dem Welt-schmerz.“

„Ja, lacht nur“, fuhr Adele unbekümmert fort, „das müßt ihr mir doch zugeben, daß Herr Wiesental ganz anders ist als die übrigen Herren. Sein wehmütig träumerischer Blick, der Zug von stillem Leid um seine Mundwinkel, sogar seine besondere Art zu gehen — alles das läßt den tief veranlagten Menschen erkennen, der vielleicht schon Schweres erduldet hat.“

„O je, wie poetisch!“, sagte Frida, aber Adele antwortete gelassen: „Ich würde mich nicht darüber wundern, wenn er ein heimlicher Dichter wäre. Jedenfalls hat er in hohem Grade das, was ihr vorhin hoch gepriesen habt: die persönliche Note.“

— Was die Mädel von den drei Herren gesagt hatten, stimmte aufs Haar.

Der Maler Hans Guschling trug in diesem Winter den Kragen seines Paletots eigenartig hochgeschlagen, weil der Samt so verschliffen und spedit geworden war, daß er sich sonst nicht mehr mit dem Koste hätte zeigen mögen. Und Geld für einen neuen hatte er nicht, er war ja Künstler.

Herr Hansen, der Postassistent, bürstete und klebte die Napoleonslocke über die Stirn, um das wallnuckartige häßliche rote Muttermal nahe dem Haarrande zu verdecken.

Und was den Drogisten Johannes Wiesental anbetrifft, so litten seine Füße so arg an Frostbeulen, daß jeder Schritt ihn schmerzte und schon das ruhige Stehen hinter seinem Ladentisch ihm Qual bereitete.

So kamen ihre persönlichen Noten zustande.

Das Tannenbäumchen.

Von Elsa Felten-Schred.

Stand da ein kleines Tannenbäumchen mitten im Walde. Raum eine Spanne war es lang. Eigentlich war es nicht nur ein Bäumchen, nein das Tannenbäumchen, von dem ich erzählen will, war nur eines von den vielen. Es war schon ein kleiner Wald, der da stand. Aber ein Zwergenwald. Die Grashalme waren sogar größer als alle die kleinen Tannenbäumchen und bildeten sich wunders was darauf ein.

„Wir sind was!“, prahlten sie zu den Fästem, die an ihnen vorbeislogen. „Wir sind höher als Bäume!“

Die Fäster lächelten unsichtbar und flogen weiter, unhörbar. Sie wußten es besser. Sollten sie die übermächtigen Grashalme zurechtweisen? Da hätten sie sich zu lange aufgehalten. Und hätten vielleicht einen Flug in die Sonne veräumt. Sie mußten eilen, denn ihr Sommer war kurz, ihre Sonnenschläge gezählt.

Manch Häselein kam, pukte sein Schnäubchen und sah dabei über das höchste der Tannenbäumchen hinweg. Und die Elfen mußten sich ducken und klein machen, wenn sie durch das Zwergenwäldchen hindurchkamen. Damit sie nicht gesehen wurden von den Wurzelmannlein, die sie gar zu gern neckten und erschreckten.

„Na wartet nur!“ dachten die kleinen Bäumchen und reckten und streckten sich, um ja recht schnell zu wachsen. Allen voran aber war das kleine Tannenbäumchen, dem ging's noch lange nicht rasch genug.

„Vergiß ja nicht, auch in die Breite zu wachsen!“

mahnten es die Umstehenden. Doch das hörte nicht hin und wuchs und wuchs, daß es bald weit über alle anderen hinausragte.

Größer wurde der Wald. Groß und dicht. Das Gras hatte es längst aufgegeben, sich mit den Bäumen messen zu wollen. Das lag als grüner Teppich tief unten auf dem Waldboden. Und aus dem kleinen Bäumlein war mit der Zeit eine Riesentanne geworden. Alle Bäume, die um sie herumstanden, hatte sie überflügelt. Licht, Luft und Sonne hatte sie denen weggenommen. Nun stand sie in ihrer stolzen Höhe fast allein und nur niederes Gestrüpp und Krüppelholz war in ihrer Nähe. Darauf war sie stolz, unbändig stolz. „Ich bin die Schönste im ganzen Wald!“ sagte sie. „Ich bin die Königin!“ Seht Wollen, fast rage ich bis zu euch! Ja, über den Berg, welcher da im Westen steht, kann ich beinahe hinwegsehen.“

So prahlte sie und erzählte es jedem, der es hören wollte.

Da erfuhr der Sturmwind davon und kam sogleich herangesaust, bliff über den Wald, daß er stöhnte und ächzte.

„Blüht euch!“ fauchte er, „neigt euch vor mir, eurem Meister!“ Und angstvoll bogen und neigten sich alle Wipfel, und ein Baum stützte den andern, damit er nicht zusammenbräche unter den rauen Griffen des Sturmes.

Nur die Königin stand da in ihrer ganzen Höhe und wagte es, dem Mächtigen zu trotzen. Da wurde der Sturm wütend, nahm seine ganze Kraft zusammen, und — krach — lag die schönste und höchste Tanne am Boden. Brechen hatte der Sturm sie nicht können. Aber herauszureißen und umzuwerfen, das hatte er vermocht.

Da lag sie nun, als sein einziges Opfer und streckte ihre Wurzeln in die Luft.

„Ihr ist recht geschehen!“ sagten die umstehenden Bäume. „Sie war zu hochmütig geworden und kannte uns nicht mehr.“ Die Elfen aber und Waldmännlein trauerten um die schöne stolze Tanne, in deren Schatten sie so oft ihren schönsten Reigen getanzt hatten.

Einige Tage später kamen Waldarbeiter, schnitten den Stamm der Tanne ab und fuhrten ihn davon. Den Stumpf mit den Wurzeln ließen sie liegen, wie er lag.

Nun ist längst Gras darüber gewachsen. Ein kleiner Hügel ist aus dem geworden, was früher einmal ein Baumstumpf war. Aus den in die Luft ragenden überhängenden Wurzeln hat sich eine wunderschöne Höhle gebildet, die einigen Waldmännlein als Wohnung dient.

Ein großer Pilz steht drinnen als Tisch, und fünf kleine Pilze drum herum. Das sind die Stühle. Alle Woche einmal kommen die Elfen zu Besuch und werden von den Waldmännlein aufs beste bewirtet. Und hübsche bunte Blumen krönen den Hügel. Auch Erdbeeren und Heidelbeeren gibt's massenhaft, denn hier ist das einzige Plätzchen im Walde, wohin die Sonne scheint.

Die anderen Bäume, die schwarz und düster ringsum stehen, ärgern sich natürlich nicht wenig und werfen mit Tannenzapfen mitten unter die fröhliche Gesellschaft und versuchen zu stören. Aber schnell kommt das Eichhörnchen und holt sich die Geschosse, um sie hoch oben in seinem Nest aufzufressen und sich an dem lederen Samen gütlich zu tun.

Kommt aber an einem mond hellen Sommerabend ein Menschenkind zu dem Hügel, läßt sich darauf nieder und verhält sich ganz still, dann sieht es die Elfen mit den Waldmännlein tanzen, hört die Blumen und Bäume zusammen flüstern und erfährt so die Geschichte vom Tannenbäumchen. Genau so ist es auch mir gegangen.

Gesellschaft und Mode

Der Notizschrei der Korputenten. Erst kürzlich brachte ein Berliner Blatt die Zuschrift einer „korputenten Dame“, die bitter darüber Klage führte, daß man unter der Herrschaft der „schlanken Linie“ die beleibteren Damen vernachlässige und sogar verachte und daß besondere Geschäfte für diese Stiefkinder der Mode eingerichtet werden sollten, damit auch sie zu ihrem Rechte kämen. Daß dieser Notizschrei nicht vereinzelt dasteht, zeigt der Brief einer Französin, den Jean Lecocq im „Le Petit Journal“ veröffentlicht. Diese Dame, die sich „eine üppige Normännin“ unterschreibt, ist erzürnt darüber, daß die Moden noch immer „nur für die Mageren“ gemacht werden. „Wird man fortfahren“, so ruft sie aus, „uns beleibtere Frauen als Enterbte der Natur zu behandeln? Müssen Frauen, die ein gewisses Embonpoint nicht beseitigen können, aus der eleganten Gesellschaft ausgeschlossen werden, können sie nichts Modernes zum anziehen finden?“ Der schwache Trost, den Lecocq dieser Unglücklichen geben kann, ist nur der, daß die Mode ja auch einmal ändern wird.

* Fodor von Zabolitz: „Die Zwei in der Sonne“. Engelhorns Romanbibliothek Band 1013/14. (3. Engelhorn Nachf., Stuttgart.) Daß der in allen Kreisen bekannte und beliebte Romanschriftsteller in diesen Tagen 76 Jahre alt geworden ist, sieht man weder ihm noch seinem neuesten Werk an! In diesem sonnigen Buch sprudelt und quillt es vor Jugendkraft und Lebenslust, als ob ein Dreißigjähriger es geschrieben hätte. Und die originelle Erfindung, der Reichtum an Bildern und Gestalten, der glückliche Humor, erinnern an die besten der früheren Werke. Das neue Buch verkörpert den besten Typ des lebendigen Unterhaltungsromans.

* Georg von der Brück: „Soldat Suhr“, Roman. (F. M. Späth, Verlag, Berlin C. 2.) Ein Mensch, gemeiner Soldat des großen Krieges, setzt sich hin und schreibt seine Erlebnisse. Er schreibt uns das erste wirkliche Buch vom Menschen als Soldat. Er schreibt sein großes Erlebnis mit ganz klaren Augen und ganz weitem menschlicher Perspektive. Er läßt seinen Musketier Suhr inmitten einer Gruppe von 8 Soldaten leben und zeigt in 39 knappen Kapiteln, wie in dies kleine Menschenhäuflein die schwarzen und die heiteren Tage fallen. Er gibt die Geschichte der großen Brüderlichkeit, die trotz aller Mühsale und Gefahren immer wieder durchbricht und da ist. Die aus gemeinsamer Not geborene Kameradschaft ist das Grundthema des Buches; die einsamen Dörfer Nordfrankreichs und die Kohnfarben und Grasgerüche Walloniens werden wach. Über den nächtlichen Ebenen steht die Vision der Heimat und Elsas, der Geliebten. Im Hintergrund rumoren Gefechte und weht der Rauch brennender Dörfer auf. Dann ist die Front da — im Nachbargraben hört man die Österreicher —, dann — endigt alles in einer Schlacht. Zerstoßen die guten Kameraden. Aberall weht das Volkslied durch dies Buch, Heimweh und Traum und die zarte Liebe durchfliegen es. Es ist selber wie ein Volkslied, und es wird ein Volksbuch werden.

* Georg Strelitzer: „Der Herr mit dem Jagdschein“. (Th. Knauer Nachf., Verlag, Berlin W. 50.) Bild und Spiegelbild, das unheimliche Problem des Doppelsängers, offenbart sich in den glänzend erdachten Gestalten des Buches. Der amerikanische Reporter und der aus seinem bürgerlichen Leben entgleiste Milliardärssohn — beide auf der raslosen Jagd nach dem großen Erlebnis.

* Ludwika Wolff: „Der Sohn des Hannibal“, ein Sportroman. (Verlag Ullstein, Berlin.) Der Roman eines Rennpferdes, eines Ausenleiters, dessen großer, überrothender Sieg seinen Besitzer zum forgnutigen Mann macht, ihm aber doch nicht die Hand der geliebten Frau verschaffen kann. Dieser Roman Ludwika Wolffs, der jetzt als Ullstein-Buch neu aufgelegt wurde, gehört zu seinen besten und erfolgreichsten.

* Eugen Krieglstein: „Zwischen Weiß und Gelb“, Romane der Welt, Herausgeber: Thomas Mann und H. G. Scheffauer. (Th. Knauer Nachf., Verlag, Berlin W. 50.) Dem Deutschen Eugen von Binder-Krieglstein ist es geglückt, in seinen plastischen und glänzenden Erzählungen Kulturkilderungen ersten Ranges zu geben. Was diesen atemraubenden Geschichten einen ungewöhnlichen Schimmer verleiht, sind die poetischen Naturkilderungen, die Fülle fremdartiger Gesichte und die Erschließung von Welten, erfüllt von geheimnisvollen Kräften und unerbittlichem Ringen Wandschurische und ostibirische Schlachtfelder, das Martorium des für seine Ideale sterbenden Asiaten vermitteln nicht nur ein getreues Abbild des fernen Ostens, sondern machen dieses Buch zu einem Stüd Geschichte.

* „Jane Eyre“, Roman von Currer Bell (Charlotte Brontë). Aus dem Englischen übersetzt und bearbeitet von Berta Tucholsky. (Leipzig, Hesse & Weller, Verlag.) Charlotte Brontë, die sich als Schriftstellerin Currer Bell nannte, hat in der Literaturgeschichte einen guten Namen. „Jane Eyre“ ist ihr Hauptwerk. Die Vielschreiberin Charlotte Brontë, der so manches Kunstwerk zum Opfer gefallen ist, hat auch diesen Roman dramatisch ausgeschlachtet und ihrer Nachschöpfung den (berühmt gewordenen) Titel „Die Waise von Lowood“ gegeben. Es klingt wie ein schlechter Scherz und ist doch buchstäblich wahr, daß die minderwertige dramatische Bearbeitung einen größeren Erfolg hatte, als der gediegene Roman.

* „Vom Fliegen und Fliegenlernen“ von Hermann Fricke. Heft I der Sportflug-Bücherei. (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.) In dem kleinen Buch-

lein, das sich auf die während mehrjähriger Leitung der Sportflug-Gesellschaft gesammelten Erfahrungen aufbaut, will der Verfasser, der selbst als Fliegeroffizier im Kriege den Pour le Mérite errang, dem Leser zeigen, welche Aufgaben heute dem Lehrer, der jungen Leute zu Fliegern erziehen will, gestellt sind, und wie die Sportflug-Gesellschaft diese Aufgaben praktisch zu lösen versucht. Die Leistungen der aus der Sportflug-Ausbildung hervorgegangenen jungen deutschen Piloten, wie des Rekordfliegers Rehring, zeigen, daß dem Wirken der von Fricke aufgestellten Grundsätze der Erlösa nicht versagt geblieben ist und erhöhen so die Aufmerksamkeit.

* „Philosophische Quellenhefte“. Herausgegeben von Studienrat Dr. B. Jordan und Oberstudienrat Dr. H. Schneider. 1. Descartes: „Zweifel und Erkennen“. Herausgegeben von Oberstudienrat Dr. A. Buchenau. 2. Fichte: „Die Bestimmung des Menschen“. Herausgegeben von Studienrat Dr. B. Jordan. 3. Helmholtz: „Die Tatsachen in der Wahrnehmung“. Herausgegeben von Oberstudienrat Dr. H. Schneider. 4. Schopenhauer: „Das Schöne“. Herausgegeben von Studienrat Dr. H. Mertens. 5. Kant: „Das Gute“. Herausgegeben von Oberstudienrat Dr. A. Buchenau. 6. Sumner: „Das Wesen der Naturerkenntnis“. Herausgegeben von Studienrat Dr. H. Kramer. 7. Hegel: „Der Gang der Weltgeschichte“. Herausgegeben von Studienrat Dr. W. Reidel. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Jedes Heft umfaßt stets nur 30 bis 50 Seiten und zu dieser Umfangsbeschränkung tritt eine inhaltliche Vereinfachung: Der Leser wird stets nur vor ein einzelnes Problem gestellt, und dieses Problem wird an dem Werk eines einzelnen Denkers verdeutlicht. Durch solche Methode wollen die Hefte vorreifes Formulieren eigener Urteile verhüten und zu einem bewußten zielstrebigem Denken erziehen. Nicht systematisches Sachwissen wird also vermittelt, sondern Einsicht in das Philosophieren an sich.

* „Die Bildhauerei“. (Verlagsanstalt des deutschen Holzarbeiterverbandes, Berlin.) Das dritte Heft des Jahrganges bringt ein reiches Material von Abbildungen, die plastische Arbeiten der verschiedenen Fachschulen vorführen. Die Zeitschrift stellt sich in entschiedenem Gegensatz zu der modernen Stilrichtung, die nur die Form anerkennt und jegliches Ornament ablehnt. In dieser Tendenz liegt zweifellos eine große Gefahr für das Kunsthandwerk, es fragt sich nur, ob eine im Rollen befindliche Stilbewegung durch die wirtschaftlichen Erwägungen einer einzelnen Berufsklasse aufgehalten werden kann. Die Zeitschrift sucht einen Kompromiß und findet die Formel: Plastischer Schmuck ohne Überladung und Prunkhaftigkeit. Als Belege bringt sie einige Abbildungen städtischer Bauten in Breslau, Schnitzarbeiten für das neue große Motorschiff „Cap Arcona“ der Hamburg-Südamerika-Linie u. a. m. Zwischen eigenartigen Arbeiten findet sich auch manches Konventionelle. Jedenfalls bietet die Publikation vielfältige Anregung. M. W.

* „Diätetisches Kochbuch“. Vierte, völlig umgearbeitete Auflage, bearbeitet von Dr. Karl H. v. Noorden jr. und Frau Hedwig Dornblüth. (Johann Ambrosius Barth, Verlagsanstalt, Leipzig.) Der Diätetik kommt eine immer größere Bedeutung für das Gesehnde und das Gesundwerden zu. Hierbei haben ärztliche Wissenschaft und Kochkunst eng zusammenzuwirken. In der völlig neu bearbeiteten vierten Auflage gibt an Stelle des verstorbenen Dr. Dornblüth, Dr. Karl H. v. Noorden jr. als Arzt die allgemeine Belehrung über Ernährung, den Nährwert der einzelnen Nahrungsmittel und über die Diätetik bei krankhaften Zuständen, während Frau Hedwig Dornblüth wieder den küchentechischen Teil bearbeitet hat. Die Kochvorschriften sind sämtlich im Sanatorium erprobt, es sind fast ausschließlich deutsche Bezeichnungen angewendet worden. Neben Sanatorien, Krankenhäusern und der ärztlichen Praxis wird auch der Privathaushalt und die Hotelküche, besonders in Kurorten, Nutzen aus dem Werke haben.

* „Was ist Magnetismus?“ Erzählungen eines Elektrons. Von Hanns Günther (W. de Haas). Mit 60 Bildern im Text nach Zeichnungen von H. Meyer. (Stuttgart, Kosmos; Granch'sche Verlagshandlung.) Das Elektron, das in einem früheren Kosmosbändchen „Was ist Elektrizität“ uns in eine der geheimnisvollsten, aber jetzt am meisten gebrauchten Naturkräfte eingeführt hat, übernimmt es jetzt, das Wesen des Magnetismus zu erklären. Da nicht jeder Gelegenheit hat, in umfangreichen gelehrten Werken dieses Thema zu studieren, so wird man dem Kosmos Dank dafür wissen, daß er es in einer leichtfaßlichen Art und mit Hilfe zahlreicher Abbildungen jedermann zugänglich gemacht hat.